Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 26 (1922-1923)
Heft: 4

Artikel: Vom Schreien [Schluss]
Autor: Häberlin, P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665839

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Schreien.

Von Prof. P. Häberlin.

(Schluß.)

Wer die Betrachtungen zum ersten Fall gelesen hat, wird diesen zweiten bald verstehen. Natürlich hat unter der plötzlichen Strenge das Schreien aufgehört, und der Vater sah darin einen Erfolg seiner Methode. Allein die Methode war trotzdem falsch. Aus dem Referat der Eltern ließ sich ohne weiteres erkennen, daß von da an, als der selber verschlossene, prinzipienstrenge, rigorose und humorlose Vater die Zügel in die Hände nahm, jede Regung des kindlichen Lebensdranges, der Selbstbehauptung wie der Liebessehnsucht, mit Mißtrauen überwacht und schroff zurückgewiesen wurde. Vom Knaben selber erfuhr ich später, als er zutraulicher geworden war, daß er sich immer vor dem Vater gefürchtet habe. Er (der Junge) habe immer so etwas wie ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber gehabt, ohne zu wissen warum. Der Vater habe ihn oft vom Spielen weggeholt, gerade wenn es am schönsten war. Er habe immer die Arbeiten machen müssen, die er am wenigsten liebte und auch am schlechtesten konnte (der Vater bestätigte das; es habe seinem Prinzip entsprochen). Mit den Schulkameraden habe er nicht spielen dürfen; noch neulich habe ihm der Vater vor anderen Kindern eine Ohrfeige gegeben, als er mit einem Mädchen seiner Klasse von der Schule gekommen sei, und habe ihn einen Mädchenhocker genannt. Nie habe er bei der Mutter auf dem Schoße sitzen dürfen, der Vater habe es nicht erlaubt.

Wir wollen nicht die ganze Leidensgeschichte aufzählen; es handelt sich ja nur darum, an diesem Fall, der übrigens hier nur nach einer Seite hin betrachtet wird und im ganzen weit komplizierter ist (vgl. das 5. Kapitel), das falsche Extrem der früher empfohlenen Entwöhnungskur zu zeigen. Wenn jede kindliche Triebregung an sich als böse behandelt wird, so werden die Bedürfnisse deshalb nicht auf ihr Maß zurückgeführt, wohl aber erscheinen sie dem Kinde selbst, soweit es der Suggestion des Vaters unterliegt, als böse. Daher das dauernd schlechte Gewissen, das ein zum großen Teil suggeriertes ist. Daher auch die Unlust zu jeder Betätigung; das Gift des Mißtrauens sitzt darin, die Lebensfreude kann nicht aufkommen. Daher die Verschlossenheit: die Wünsche sind da, aber das Kind hat sich gewöhnen müssen, sie zu verbergen; nun verschließt es sich allmählich ganz.

Die Prognose des Falles, wenn nicht noch rechtzeitig eingegriffen wird, ist düster. Ist der formale Wille des Kindes von Haus aus schwach, so wird es ein lebensunfroher, gedrückter, verschlossener Mensch bleiben. Keine Arbeit wird ihm Freude machen, er wird einsam sein und die Menschen nicht lieben. Ab und zu werden seine Triebe durchbrechen, dann wird es in häßlicher Form geschehen, und er selbst wird keine Freude daran haben. — Ist der Wille stark, so wird er sich in der Pubertätszeit gegen die frühere Vergewaltigung aufbäumen, der Junge wird revolutionär werden. Autorität, Gesetz, Ordnung werden ihm das rote Tuch sein. Er wird nicht nur nicht lieben, er wird hassen. Er wird überall den gestrengen und verhaßten Vater sehen. Seine Triebe werden, aber kaum als gerade sondern eher als verdrückte und darum pervertierte, die Schranken sprengen; er kann zum Verbrecher werden.

In diesem Falle ist es mir gelungen die Eltern zu überzeugen (oder zu überreden?). Das erste war, den Knaben wegzunehmen; es blieb ja noch die jüngere Schwester, in die der Vater vernarrt war und die eher zu viel verwöhnt wurde; auch ein Moment, das auf den Jungen ungünstig wirken mußte. Der Junge kam in ein kleines Erziehungsheim zu einem vernünftigen Pädagogen und entwickelte sich in kurzer Zeit prächtig. Er könnte heute, nach 4 Jahren, als normal gelten, wenn nicht noch im Verhältnis zum Vater eine Störung oder Hemmung bestände. Er wird sie noch überwinden, wenn der Vater das Seine dazu tut. Der Vater liebte das Kind, aber er konnte ihm seine Liebe niemals zeigen und hat es falsch angefaßt; seine Liebe war selbst gehemmt und mißtrauisch, und er konnte „seiner Autorität nichts vergeben."

Nun aber zum eigentlichen Schreihals zurück. Es gibt einen Schreier ganz anderer Art, das soll der folgende Fall zeigen. Er betrifft ein Mädchen (wieder das erste Kind, das ja überhaupt am meisten Probleme aufgibt) im Alter von etwas über 4 Jahren. (Es ist im übrigen zu bemerken, daß männliche Kin-

der den hier zu beschreibenden Typus eher häufiger zeigen als weibliche.) Das Kind hat vom ersten Jahre an regelmäßig des Abends geschrieen, wenn es anfing dunkel zu werden, — ganz unabhängig von den übrigen Umständen. Als es etwa ein Jahr alt war, soll es einen besonders heftigen Anfall krampfhaften Schreiens bekommen haben beim Anblick einer Fliege am Fenster, die es greifen wollte und die dann plötzlich am Fenster herumsurrte. Es schrie auch, wenn etwa eine Frau in schwarzem Kleid oder schwarzem Hut sich ihm näherte, wenn man ihm ein zerbrochenes Spielzeug zeigte, besonders wenn es eine Puppe war. Es schreit wenn auf dem W. C. die Wasserspülung läuft, oder wenn es das Feuer im Herd sieht. Es schreit oft des Nachts plötzlich im Schlafe auf, manchmal erwacht es dabei und setzt dann das Schreien fort. Auf Anfrage behauptet es dann, es habe mit einem Glas gespielt und das sei zerbrochen, — ein andermal: es sei ein schönes Springwasser (Springbrunnen) gewesen, und da sei ein Wagen voll Feuer gekommen und sei in das Wasser gefallen, so daß der Springbrunnen „vergangen" sei, und ähnliches; so referiert es über seine kindlichen Angstträume.

Ich hatte mehrmals Gelegenheit, das Schreien des Kindes zu hören, und die Art des Schreiens bestätigte mir die Auffassung, welche das obige Referat bereits zur selbstverständlichen machen mußte. Das Schreien gleicht nicht einer Schmerzäußerung noch jenem zwängerischen und eigensinnigen Geschrei des ersten Falles. Es ist etwas Gellendes darin, fast möchte man sagen: etwas Unheimliches. Es ist das Schreien der Angst. Und wie im ersten Fall das Schreien nur das Symptom des tiefer liegenden „Fehlers", der Verwöhntheit, war, so ist es in diesem Fall das Symptom der Ängstlichkeit, Angsthaftigkeit des Kindes. Darum ist es psychologisch ebenso schwer zu verstehen wie die Angst selber und pädagogisch ebenso schwer zu überwinden wie diese.

Wir werden später auf die Angst überhaupt und den Typus des ängstlichen Kindes zurückkommen und dort dann auch diesen Fall noch einmal heranziehen. Hier möchte ich nur vorläufig noch auf einiges aufmerksam machen, was besonders charakteristisch ist. Das Kind schreit bald aus einem erkennbaren Anlaß, zum Beispiel beim Anblick des Feuers oder beim Rauschen der Wasserspülung, bald aber auch ohne erkennbaren Anlaß, z. B. gegen Abend regelmäßig und oft in der Nacht. Es beruhigt sich fast augenblicklich, wenn man (besonders die Mutter oder der Vater) es zu sich nimmt, wenn man zärtlich mit ihm spricht; oft genügt es, daß man ihm die Hand gibt. Nur beim regelmäßigen abendlichen Schreien versagen diese Mittel zunächst, aber auch nie für lange; doch tritt hier die Beruhigung ein, wenn man Licht macht. Es ist beizufügen, daß ihm nicht etwa einmal in der Dunkelheit etwas passiert ist, was ihm Schmerz bereitet hätte. Ebensowenig ist es je von einer Biene gestochen worden (woran man denken möchte bei Gelegenheit der Fliegen-Angst), noch hat es sich am Feuer verbrannt, noch ist es ins Wasser gefallen, noch hat es je ein Glas zerbrochen und sich vielleicht dabei verletzt oder dergleichen.

Diese Dinge weisen darauf hin, daß das Kind nicht etwa aus Furcht schreit, oder aus Furchtsamkeit. Es ist überhaupt nicht ein furchtsames Kind. Es ist auch nie roh behandelt oder geschlagen worden, so daß sich etwa daraus eine allgemeine Furchtsamkeit hätte entwickeln können. Es ist nicht furchtsam, es sei ängstlich und das ist etwas ganz anderes, wie wir noch sehen werden. Das Schreien ist sein Angstruf, der spontane Ausdruck der akuten Angst, so wie der Schmerzensschrei der kindliche Ausdruck der Schmerzen ist.

Das ist alles auch zu berücksichtigen bei der Beurteilung und Behandlung der für die Eltern störenden Gewohnheit. Konnte man dem zwängerischen Schreier sein Schreien in gewissem Sinne übelnehmen, weil es doch immerhin die Äußerung eines unmäßigen (wenn auch nicht nur durch seine Schuld unmäßigen) Anspruches war, so wäre solche Einstellung gegenüber dem ängstlichen Schreien ganz und gar falsch. Das ängstlich schreiende Kind leidet wirklich innere Not, es will nicht einfach seine maßlosen Ansprüche durchsetzen; es ist deshalb von vorneherein eher als leidend denn als „ungezogen" zu beurteilen. Wie weit allerdings diesem Leiden ebenfalls eine Ungezogenheit zugrunde liegen kann, werden wir später sehen.

Jedenfalls, soviel läßt sich jetzt schon einsehen, hat es keinen Zweck, sich über das ängstliche Schreien zu ärgern und aus diesem Ärger heraus das Kind die Störung entgelten zu lassen. Wir könnten es dadurch vielleicht

daran gewöhnen, das Schreien, also die laute Äußerung der Angst, in Zukunft ganz oder teilweise zu unterdrücken. Aber damit wäre nichts gewonnen mit Bezug auf die Grundlage, die Angst selber, und diese ist wichtiger als das Geschrei. Ja wir würden die Angst sogar verstärken, einmal weil jeder Affekt sich staut, der sich nicht äußern kann, und dann weil wir im Ärger gerade das Gegenteil von dem täten, was erfahrungsgemäß das Kind beruhigt. Freilich liegt auch im anderen Extrem eine Gefahr, nämlich im allzu großen, zu bereitwilligen, zu zärtlichen Entgegenkommen, im zu großen Eifer der Beruhigung. Wir werden das später verstehen. Die Angst ist ein sehr kompliziertes Phänomen und so ist auch ihre Heilung nicht einfach.

Auch das Mittel der sogenannten „Gewöhnung" würde hier nichts taugen. Es handelt sich ja nicht um Furcht, sondern um Angst. Die Furcht eines Kindes kann man (unter Umständen allerdings nur) überwinden dadurch, daß man es an das Gefürchtete „gewöhnt", d. h. daß man ihm zeigt, es sei in Wirklichkeit gar nichts zu fürchten, oder man könne der Gefahr wirksam begegnen. Mit der Angst oder dem Gegenstand der Angst ist es nicht so. Das Kind fürchtet sich nicht vor dem zerbrochenen Spielzeug, auch nicht (wenn man es genau betrachtet) vor dem Feuer oder der Dunkelheit. Sondern es hat Angst beim Anblick der Puppe, des Feuers, dem Hören des Wasser-Rauschens. Wir werden das noch begreifen lernen. — Wer den Unterschied von Furcht und Angst kennen lernen will, der versuche einmal, ein beim Anblick z. B. einer Blindschleiche schreiendes Kind (oder auch einen in ähnlicher Weise reagierenden Erwachsenen) zu überzeugen, daß hier nichts zu fürchten sei und daß also der Affekt gar keinen Grund habe. Gelingt es ihm, durch Belehrung über die Harmlosigkeit des Tieres oder durch allmähliche Gewöhnung an den Anblick und dann an die Berührung, so handelte es sich nicht um Angst, sondern um Furcht, und zwar um normale Furcht. Das Kind glaubte dann (mehr oder weniger bewußt, das ist völlig gleichgültig) an eine Gefahr und sieht nun, daß keine Gefahr vorhanden ist. Handelt es sich um Angst, so hat sie mit wirklicher oder vermeintlicher Gefahr jedenfalls direkt nichts zu tun (wie wir sehen werden), und deshalb hilft es auch nichts, den Ängstlichen von der Ungefährlichkeit des Angstobjektes zu überzeugen. Wie oft habe ich es früher selbst versucht und mit welcher Geduld! Die Antwort ist immer dieselbe: ich weiß schon, daß es mir nichts tun kann, ich weiß daß ich „dumm" bin, — aber es hilft nichts, es „graust" mir, ich kann die Angst nicht los werden.

Auch in der Form hilft „Gewöhnung" an das Angstobjekt nicht, daß man das Kind etwa extra häufig ihm gegenüberstellt, in der Hoffnung, das Objekt werde so mit der Zeit seine Kraft verlieren. Der Erfolg könnte eintreten, wenn es sich um Furcht handelte. So gewöhnen wir die Kinder beim Schwimmenlernen ans Wasser, die Pferde an das Geschützfeuer. Dem Ängstlichen gegenüber versagt das Mittel. Es gibt Leute, die jahrzehntelang jeden Sommer so und so oft den Donner gehört haben (und die außerdem genau wissen, daß der Donner ihnen nichts schaden kann), sie erbeben doch ängstlich bei jedem Donnerschlag. Ich kenne eine alte Frau auf dem Lande, die gewiß jeden Sommer bei der Feldarbeit auf Eidechsen, Blindschleichen, Kröten u. dgl. gestoßen ist und die trotzdem noch heute aufschreit, wenn so ein harmloses Tierchen ihr in den Weg kommt. Ich kenne einen Vater, der sein siebenjähriges Mädchen, das auf der Schaukel Angst zeigte, systematisch an die Schaukel gewöhnen wollte, mit dem Erfolg, daß das Kind immer ängstlicher wurde und zuletzt beim bloßen Anblick der Schaukel schrie.

Was die Angst, im Gegensatz zur Furcht, für den Menschen bedeutet, das illustriert sehr hübsch das folgende Geschichtchen. Ein 6jähriger Junge, mit dem ich im Park spazieren gehe, fragt mich: Onkel, könntest Du auf den Baum da klettern? Ich antworte: Vielleicht, wenn ich mir recht Mühe gäbe. Er: Aber hättest Du nicht Angst hinunterzufallen? Ich: Nein, ich würde mich eben festhalten. Er: Ja, aber ich hätte Angst. Ich könnte mich schon festhalten, aber ich meine immer, ich müsse hinunterfallen. Ich: Das ist ja dummes Zeug; wenn man nicht will, so fällt man nicht, und wie sollte man denn fallen müssen? Er: Ja, das weiß ich auch nicht, aber es ist mir so. Weißt Du, ich will schon nicht fallen, aber Etwas will, daß ich falle; ich glaube, es ist der liebe Gott. — Diese Geschichte ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Es ist zu bemerken, daß für unsern Jungen „der liebe Gott" zunächst

Ausdruck ist für alles, was er nicht versteht; insofern bedeutet sein letzter Satz einfach: Etwas zwingt mich zu wollen, daß ich falle, aber ich verstehe nicht, was das ist. Dann aber ist der „liebe Gott" zugleich Ausdruck für das Unheimliche, Dämonische, also recht eigentlich das Angstobjekt schlechthin, wie ich aus anderen Äußerungen des Jungen weiß. Und insofern heißt der Satz genauer: Die Angst in mir, die ich selbst nicht verstehe, zwingt mich, an das Fallen zunächst zu denken, und dann vielleicht auch, wirklich zu fallen. — Könnte es, nebenbei bemerkt, eine bessere Darstellung des „Schwindelgefühls" geben? Etwas „zieht mich hinunter". Im Schwindel steckt die Angst. (Der „physiologische" Schwindel sei hier beiseite gelassen.)

Angst ist nicht Furcht, und was gut ist zur Überwindung der Furcht, ist machtlos gegenüber der Angst. Aber was hilft denn gegen die Angst? Wie sollen wir unseren ängstlichen Schreihals kurieren? Ich kann die Antwort hier noch nicht geben. Sie wird dort nachzutragen sein, wo wir mehr von ängstlichen Kindern kennen gelernt haben werden. Hier sollte vorläufig nur diese ängstliche Varietät des kindlichen Schreiens gezeigt und ihre gründliche Verschiedenheit von der zwängerischen Art betont werden. — In beiden Fällen aber ist nicht das Schreien als solches der Fehler, so sehr auch dies Schreien wegen seiner Unbequemlichkeit für die Umgebung im Vordergrunde stehen mag. Wir dürfen nicht die Symptome mit der Sache selbst verwechseln und dürfen in der Erziehung nie auf bloße Beseitigung der Symptome ausgehen. Darum habe ich mich bemüht, auf die Sache selbst aufmerksam zu machen.

Kälteschutzbiologie.

Von Dr. A. Koelsch, Rüschlikon.

Daß die Zeiten, in denen das Klima Europas in den Rythmus der großen von warm zu kalt und kalt zu warm hinschwingenden Jahresperiode hineingepreßt worden ist, so weit noch gar nicht hinter uns liegen, merkt man am besten daran, daß im Pflanzen- und Tierreich die Einrichtungen zur Bekämpfung der Kältenot durchaus nicht mit jener Vollkommenheit und Weitschweifigkeit entwickelt sind, wie die Einrichtungen zur Bekämpfung übermäßiger Sonnenfülle, außergewöhnlicher Trockenheit oder durchdringender Wärmestrahlung. Ja man wird bei einem Versuch, die natürlichen Winterschutzmittel zusammenstellen, die überraschende Erfahrung machen, daß am allerliebsten die Kreatur dieser Erde sich auf einen Kampf mit der Kältenot gar nicht einläßt. Weitaus die Mehrzahl der Geschöpfe huldigt der Auffassung, daß man dem Winter und seinen Unannehmlichkeiten nicht besser begegnen könne als dadurch, daß man sich ihm entzieht, und schwört zu jener tiefgründigen Lebensphilosophie, die Nachgiebigkeit als das bessere Teil der Tapferkeit predigt.

Am durchsichtigsten liegen diese Stimmungen bei den Vögeln zu Tag. Was sich nicht an den Umgang mit Menschen gewöhnt und in der Nähe seiner Siedelungen die Bedingungen für ein bequemes Schmarotzerdasein gefunden hat; was nicht, wie zahlreiche Wasservögel, von den Erträgnissen der Fischerei lebt und an den offenen Wasserbecken der Kontinente auch im Winter seinen Hunger befriedigen kann; was nicht, wie Sperber, Habicht und andere Räuber an diesen Zurückgebliebenen gute Jagdbeute hat, das packt, wenn die Luft unlustig wird, den Ranzen, und zieht nach wärmeren Landschaften ab. Aber es spielen bei diesen Wanderungen doch auch alte Gewohnheiten und Erinnerungsreflexe eine so große Rolle, daß vielfach die Beziehungen zum Reizwert der Umwelt verloren gehen, und die Zelte schon abgebrochen werden zu einer Zeit, wo in der Luft noch nicht ein Hauch jener Kälte zu spüren ist, die für die Vorfahren unserer Arten der Anlaß wurde zur Flucht. Als Schulbeispiel kann der Kuckuck dienen, der schon im Juli wieder reist, also zu einer Zeit sich von dannen macht, wo die günstigste Jahreszeit ihren Höhepunkt noch nicht einmal erreicht hat.

Komplizierter wird die Psychologie der Fluchtbewegung, wenn sie nicht in neue Gegenden führt, sondern die Reisen ins Schlafquartier gehen. Dieser Brauch ist sehr weit verbreitet. Die im Wasser lebenden Würmer und Krebse führen ihn ein, die Schnecken, manche Fische, die Frösche, Unken, Kröten, Salamander, Eidechsen, Schlangen, Schildkröten und